

Leseprobe aus:

**Philipp Mattheis**

# Banana Pancake Trail



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

# Inhalt

Prolog	9
Nullpunkt	15
Die Gleichgesinnten	20
<i>Lonely Planet</i> , die blaue Bibel	29
Auf der Suche nach dem perfekten Strand	38
Das Stahlbad	47
Stille Amerikaner	56
Allein	64
Wer ist Mohammed?	74
«Mother dead, father dead, brother dead»	82
Die Hängengebliebenen	91
Die heiligen Männer von Pushkar	101
Auf die Länge kommt es an	113
Die Welle	121
Not so lonely	129
Fucking planet	137
Billigheimer	147
Der Feind mit dem Koffer	157
Der Abzocker	167
You like boom boom?	176
Nach Hause telefonieren	187
Wiederholungstäter	197
Wieder daheim	208
Glossar	212
Quellenverzeichnis	217



## Prolog

Im November vor einigen Jahren flog ich auf die Kanarischen Inseln, um auf einem Segelschiff anzuheuern. Ich hatte unter Strapazen die drei großen Must-Dos einer männlichen deutschen Mittelstandsjugend hinter mich gebracht: Führerschein, Abitur, Zivildienst. Ich war frei. Ich war auch jung, naiv und manchmal richtig doof. Ich flog also auf die Kanarischen Inseln, weil mir irgendjemand erzählt hatte, dass von dort aus jedes Jahr im Herbst Segelschiffe in Richtung Karibik in See stechen.

Ich lief durch den Hafen von Las Palmas und fragte die Segler: «Nehmt ihr mich mit?»

Die Segler fragten: «Hast du Segelerfahrung?»

Ich verneinte.

Die Segler fragten weiter: «Bist du überhaupt schon einmal gesegelt?»

Ich schüttelte den Kopf.

Die Segler fragten: «Du willst drei Wochen über den Atlantik?»

Ich nickte.

Dann lachten sie und gaben mir den Rat, doch erst einmal zwei Stunden auf dem Starnberger See zu segeln.

Ich aber gab nicht auf. Wie gesagt, ich war jung, naiv, gutgläubig und doof – und solchen Menschen passieren oft eigenartige Dinge. Am fünften Tag traf ich in Puerto de Mogán auf ein französisches Ehepaar. Der Franzose, ein dickbäuchiger und stark behaarter Mann, herrschte mich an, Französisch – «auf keinen

Fall Englisch!» – mit ihm zu sprechen. Mit den kläglichen Resten aus drei Jahren Schulfranzösisch, die von einer Vier minus gekrönt worden waren, schilderte ich ihm mein Anliegen. Am Ende willigte er ein, mich mitzunehmen. Wir kauften Proviant für drei Wochen und fuhren los.

Ich sollte die Nachtwache übernehmen. Meine einzige Aufgabe war es, zwischen zwei und sechs Uhr nachts, während die anderen schliefen, darauf zu achten, dass unser etwa zehn Meter langes Boot nicht versehentlich auf einen Tanker zusteuerte. Das geschah zum Glück nicht. Stattdessen saß ich Nacht für Nacht allein an Deck und übergab mich.

Der Franzose wachte spät auf, hörte dann Édith Piaf und trank Pernod. Er befahl mir, mehr Französisch zu sprechen. Ich konnte nicht, ich musste kotzen. Er wollte, dass ich meine Kajüte aufräume. Ich konnte nicht, mir war schwindlig. Er verlangte von mir, das Essen seiner Frau zu essen. Ich konnte nicht, ich hatte Sodbrennen. Der Franzose und ich verstanden uns immer schlechter. Er erzählte mir von seinem Sohn, der in meinem Alter war und zu dem er keinen Kontakt mehr hatte, weil er ein Faulpelz war. Ich begann, tiefe Sympathie für den Sohn zu empfinden. Ich war übermüdet, mir war schlecht, ich hatte Hunger, ich wollte weg. Ich hasste den Franzosen.

Nach einer Woche machte das Boot einen Zwischenstopp auf den Kapverdischen Inseln, von denen ich noch nie gehört hatte. Sie liegen zwischen dem Senegal und Brasilien mitten im Atlantik. Die meisten Leute kennen sie nicht, und noch weniger Menschen verschlägt es dorthin. Ich stieg aus, küsste den Boden und verstand nun, was all die Leute meinten, die mich gefragt hatten, ob ich denn Segelerfahrung hätte. Ich beschloss, nicht noch zwei weitere Wochen über den Atlantik zu segeln. Ich beschloss, auf eigene Faust weiterzureisen. (Ich beschloss außerdem, nie wieder ein Segelschiff zu besteigen.)

Auf den Kapverden war es ganz okay. In meinem Hotel lernte ich einen Portugiesen kennen, dem es nach zwei Tagen zu langweilig wurde und der mit dem Schiff nach Senegal fuhr. Dann war da noch ein 40-jähriger Belgier, der sich sehr für die weiblichen Bewohner der Inselgruppe zu begeistern wusste. Sonst war dort niemand, und erst recht niemand mit einem Rucksack. Ich fragte mich: Sollte diese Reise so weitergehen? Würde ich tatsächlich die nächsten zwölf Monate, abgesehen von pädophilen Belgiern und depressiven Portugiesen, allein verbringen? Gab es keine anderen Menschen, die irgendwie dasselbe suchten wie ich, also eine Mischung aus Spaß, Sex, Strand und Selbstfindung?

Ich flog nach New York, nicht weil ich dorthin wollte, sondern weil es auf den Kapverden nur Flüge nach New York oder Lissabon gab. Es war nun bereits Anfang Dezember, also kalt, grau und stressig. Das wärmste Kleidungsstück in meinem Rucksack aber war eine Windjacke. Ich setzte mich in einen Bus und fuhr 36 Stunden Richtung Süden, nach New Orleans. Das klingt glamourös, war es aber nicht. Ich schlief auf einem wackeligen Stockbett in einer Jugendherberge, trank Free-refill-Cola und ließ mich von Einheimischen dunkler Hautfarbe grimmig anstarren. Ich verbrachte einige Tage mit einem Japaner, der etwa 15 englische Wörter beherrschte, aß bei McDonald's und las *Schuld und Sühne* von Dostojewski. Mir wurde sehr, sehr langweilig, und wieder fragte ich mich, wie diese Reise wohl weitergehen sollte.

Dann kaufte ich für 19,95 Dollar ein Buch, auf dem *Lonely Planet Mexico* stand, und fuhr Richtung Süden. Von nun änderte sich alles. Luft und Klima wurden warm, die Hotelzimmer billig, und vor allem: Ich traf Menschen. Sie alle waren zwischen 18 und 30. Sie trugen einen Rucksack. Sie reisten mit einem Buch. Sie gaben wenig Geld aus und trugen T-Shirts, die schon sehr lange keine Waschmaschine mehr gesehen hatten. Diese Menschen kamen aus England, Dänemark und Israel, aus Deutschland, Australien

und der Schweiz, aus Kanada, Italien und den Niederlanden. Sie alle wollten das Gleiche: Pyramiden fotografieren, Vulkane besteigen, Bier trinken und am Strand herumliegen, Sex haben und weiterfahren. Ich war auf dem Pfad angekommen, den der Kulturwissenschaftler John Hutnyk «Banana Pancake Trail» getauft hat, weil diejenigen, die auf ihm wandeln, zum Frühstück etwas Süßes wollen. Ihre Gastgeber passen sich oft – ganz gegen die Gepflogenheiten ihres eigenen Landes, Salziges zu frühstücken – den Gästen an und servieren ihnen Bananenpfannkuchen. Der Banana Pancake ist kulinarisch der kleinste gemeinsame Nenner einer sonst sehr heterogenen Gruppe.

Das folgende Jahr über verließ ich den Pfad nicht mehr. Nun lernte ich jeden Tag junge Engländer, Schweizer, Schweden und Israelis kennen: in billigen, aber sehr gemütlichen und auf unsere Bedürfnisse zugeschnittenen Hotels, in klapprigen Reisebussen, auf den Stufen alter Tempel und am Strand. Wir staunten, feierten, liebten uns. Wir tauschten E-Mail-Adressen aus und vergaßen uns dann genauso schnell wieder, wie wir uns kennengelernt hatten. Wir schwammen zusammen im Mekong, schliefen in mexikanischen Hängematten und besuchten Haschischbauern in den Bergen Marokkos. Diese Leute waren überall, es gab kein Entkommen, ich war nie wieder allein.

So fremd und abenteuerlich es mir anfangs erschienen war, mit einem Rucksack zu reisen, so verrückt und abwegig kam es mir jetzt vor, einen Rollkoffer durch die Gegend zu zerren. Rollkoffer verhält sich zu Rucksack wie Sportwagen zu Offroadjeep. In einer überoptimierten Umgebung, also zum Beispiel einer Autobahn, ist der Sportwagen dem Jeep natürlich haushoch überlegen. Untergrund und Transportmittel sind hier aufeinander abgestimmt. Sobald er aber seine eigens für ihn gemachte Welt verlässt, versagt er. Ein Rollkoffer mag bequem und schnell sein auf Flughafen- und Cityhotel-Böden; doch einmal aus seiner

zivilisierten Umgebung herausgerissen, ist der Rollkoffer hilflos wie ein Porsche 911 auf einem Acker. Ein Rucksack dagegen mag in einer stylischen Hotellobby etwas grobschlächtig daherkommen, doch dafür versagt er weder im Sumpf noch in der Wüste, noch auf einer staubigen Buckelpiste in Kambodscha. Der Rollkoffer ist fein und maniert, der Rucksack ein vierschrötiger, aber ehrlicher Geselle.

Menschen, die ihr Gepäck also bevorzugt auf einer sauberen, reibungsarmen Unterfläche mit möglichst wenig Kraftaufwand hinter sich herziehen möchten, begeben sich besser nicht auf den Banana-Pancake-Pfad. Sie fliegen stattdessen nach Dubai, Zürich oder Düsseldorf. Sie nehmen viel Geld mit, übernachten in Designhotels und essen Gerichte wie «in Rotwein pochierter Entenleberterrinen mit Apfelpüree und Périgord-Trüffel» anstelle eines Bananenpannkuchens. Sie vermuten das Glück dort, wo es ihnen nicht viele streitig machen können, denn nicht jeder hat so viel Geld wie sie. Sie lassen sich ruhig auch mal «saturierter Schnösel» schimpfen und quittieren diese Beschimpfung mit einem arrogant-gönnerhaften Lächeln. Sie gehören ins Trolleyland. Dort, im Reich der Rollkoffer, haben die Reisenden feste Ziele und kaum Fragen.

Menschen dagegen, die mit einem Rucksack voller ungewaschener T-Shirts, Akku-Ladegeräte und Bücher reisen, haben kein Ziel, dafür aber sehr viele Fragen. Zum Beispiel:

- Was ist der Sinn des Lebens?
- Was brauche ich wirklich?
- Muss ich unbedingt studieren, arbeiten und Geld verdienen?
- Kann ich nicht auch einfach nur rumhängen?
- Wie arm sind Leute in der Dritten Welt?
- Sind die am Ende glücklicher als wir?
- Warum sind Belgier ein bisschen komisch?

- Kann ich vor meinen Freunden angeben, wenn es mir gelingt, mit einer Asiatin zu schlafen?
- Leben in China nur reisbetriebene Roboter?
- Wer bin ich?
- Wenn ich nicht der bin, der ich sein will, kann ich dann vor mir selbst wegrennen?
- Finde ich die Erleuchtung in einem indischen Ashram oder auf einer Maya-Pyramide?
- Sind israelische Frauen die schönsten der Welt?
- Oder doch Schwedinnen?
- Reichen fünf Unterhosen für ein halbes Jahr?
- Wie viele Tage am Stück gelingt es mir, nichts, absolut nichts zu tun, außer laotisches Bier zu trinken und Gras zu rauchen?
- Was ist eigentlich wirklich wichtig?
- Kann ich mein Leben lang reisen?

Diese Menschen fahren in Länder, in denen es warm und vor allem billig ist, sie fahren dorthin, wo schon viele von ihrer Sorte sind: nach Asien, Mittel- oder Südamerika. Sie tragen Flipflops, lassen Bart und Haare wachsen und versuchen, so wenig Geld wie möglich auszugeben.

Sie werden mehr und mehr. Die Zahl der verkauften Round-the-world-Tickets hat sich vervielfacht. In Bangkok lebt ein ganzes Stadtviertel von Billigurlaubern. In Australien geht mittlerweile jede vierte Übernachtung auf das Konto eines Backpackers. Aus ehemals verschlafenen Bauerndörfern wie Vang Vieng in Laos sind Backpackerknotenpunkte geworden. Die Infrastruktur – billige Unterkünfte, ein bisschen Party, kostengünstige Beförderung in die nächste Stadt – hat sich verbessert. Es gibt heute kein Land mehr, das im *Lonely Planet* nicht zumindest erwähnt wird. An manchen Stellen ist aus dem Trampelpfad eine Autobahn geworden. Davon erzählt dieses Buch.

## Nullpunkt

Alles, was du brauchst, steckt in einem Rucksack im Bauch einer Boeing 747. Alles, was du wirklich brauchst, steckt in einem Beutel um deinen Bauch: eine Kreditkarte und ein Reisepass. Nie zuvor in deinem Leben warst du so frei, und wahrscheinlich wirst du nie wieder so frei sein. Nach dieser Reise wirst du ein anderer sein, und ja, mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit, auch ein besserer – weil du mehr von der Welt und den Menschen, die in ihr leben, verstehen wirst. «Chicken or pasta?», fragt dich eine sanfte Stimme. Für einen kurzen Moment wird dir etwas mulmig. Etwas hast du vergessen, etwas, das dir fehlen wird und um dessentwillen du Monate später doch froh sein wirst, zurückkehren zu können. Dann wird es dunkel, und das Einzige, was deine Gedanken noch im Zaum hält, ist der Hollywoodspielfilm auf dem Bildschirm in deinem Sitz.

Ein Netz aus Trampelpfaden und Hotels umspannt den Planeten. Man nennt dieses Netz den «Banana-Pancake-Pfad», weil all die Leute, die auf ihm unterwegs sind, etwas gemeinsam haben: Australier, Deutsche, Israelis, Spanier, Franzosen, Kanadier, Polen und Brasilianer wollen ein süßes Frühstück, und ihnen schmeckt Bananenpfannkuchen. Deshalb findet sich dieses Gericht auf den Speisekarten kleiner Herbergen in Thailand, Chile, China wie Neuseeland. Was diese Leute außerdem gemeinsam haben, ist das Alter, das wenige Geld und die Tatsache, dass sie viel Zeit haben.

Du bist allein. Zum ersten Mal in deinem Leben machst du

keine Kompromisse. Du wirst Momente der Einsamkeit erfahren und über den Unterschied zwischen Alleinsein und Einsamkeit nachdenken. Am Ende wirst du beides kennen und vor keinem mehr Angst haben.

Dir steckt der Schlaf noch in den Knochen, als sich dir die Türen des Flughafens von Bangkok, Delhi oder Mexico City öffnen. Du läufst gegen eine Wand aus schwüler, stickiger Luft. Zwei Tage später wirst du Flipflops tragen, obwohl du diese Schuhe immer so lächerlich fandest. Du blätterst in deinem Reiseführer, der dir zur Bibel werden wird und den du später genau deswegen hassen wirst. Schüchtern blickst du zur Seite und erkennst zwei Menschen, die ebenfalls in einem Buch blättern. Für einen Moment überlegst du, ob du sie ansprechen sollst.

Dann steigst du in ein klimatisiertes Taxi und versuchst dem Fahrer klarzumachen, in welches Hotel du willst. «Yes, yes, mister», sagt der kleine Mann grinsend, fährt los und bringt dich zu einem Hostel, dessen Besitzer der Bruder der Frau seines Cousins ist. Zwei Stunden später sitzt du geduscht in einem Café, das man zu Hause «Hippieladen» nennen würde. Um dich herum: Menschen in sackartigen Hosen, mit Tüchern in den Haaren und Flipflops an den Füßen. Sie tragen T-Shirts mit dem Logo einer Biermarke aus dem Nachbarland. Alles hängt, lungert und lächelt. Mit diesen Menschen wirst du die nächsten Monate verbringen. Easy, von nun an wird alles so easy, dass du in ein paar Monaten nicht mehr verstehen wirst, warum es daheim so kompliziert sein muss. Du bist auf dem Banana Pancake Trail angekommen. Der Kontakt zu den Einheimischen beschränkt sich auf Kellner, Taxifahrer und bettelnde Kinder. («You have five rupees, mister?»)

Es gibt einen Unterschied zwischen Auslandsaufenthalten und Reisen. Ein Erasmus-Jahr macht sich gut im Lebenslauf und nebenbei Spaß. Praktika im Ausland sind nützliche Trophäen

für eine Bewerbung. Ein Jahr Arbeit im Ausland kann zu einem Karrieresprung führen. Reisen aber ist Selbstzweck, und im Fortgehen steckt ein Rest Verweigerungshaltung, der ganz untypisch für die Nullergeneration und ihre frühe Eichung auf Karriere ist. Wer auf eine lange Reise geht, hat keine Lust auf Konkurrenz und Karriere. Er sucht Hedonismus und sich selbst. Es funktioniert, weil das Preisgefälle zwischen der Ersten und der Dritten Welt noch immer enorm ist. Eine Nudelsuppe in Vietnam kostet 50 Cent, und um ein Jahr durch Indien reisen zu können, genügen 5000 Euro. Neben dem Besuch von Ruinen, stickigen Metropolen und Stränden bleibt genug Zeit, über sich selbst, die Welt und deren Sinn zu grübeln. Backpacker sind die Glückskinder des Westens auf ihrer Stippvisite in die Armut. Die wenigsten von ihnen verlassen den komfortablen Pfannkuchen-Pfad. Sie führen das Leben eines Stars und lösen endlich das Versprechen der weltweit ausgestrahlten Superstar-Shows ein: «Du stehst im Rampenlicht, du kannst es, du hast es verdient.»

Im Nachtzug lernst du John kennen: «Where are you from? How long are you travelling? Where have you been?» Smalltalk auf Reisen bleibt Smalltalk, aber anders als daheim interessieren dich die Antworten wirklich. Eine Mischung aus Einsamkeit und Offenheit treibt dich dazu, jeden Menschen anzusprechen, der deine Aufmerksamkeit erregt. Nie triffst du auf Ablehnung. John kommt aus Australien, ist seit drei Jahren unterwegs und schwärmt für den Mondkalender der Mayas. Kaum eine Seite seines Passes, auf der nicht der Stempel eines Landes prangt. Er erzählt dir von den Ruinen von Tikal, den Wellen von Bali und den Frauen in Kolumbien.

Zwei Wochen reist ihr zusammen, teilt euch Hotelzimmer und Bambushütte, schläft im selben Bett, um Geld zu sparen. Dass seine Dreads genauso riechen wie die trüben Kanäle Bangkoks, findest du nicht eklig. Du fragst ihn, wovon er lebt. Er

sagt: Einmal im Jahr fliege er nach Australien, um dort für zwei Monate Mangos zu pflücken. Auf Reisen bastelt er aus Muscheln und Metall Schmuck, der dich an den Inhalt von Kaugummi-automaten erinnert. Aber John verkauft ihn an andere Reisende. Das Geld genügt, um das restliche Jahr unterwegs zu sein. Am Ende eurer Zeit tauscht ihr E-Mail-Adressen aus und addet euch auf Facebook. Zwei-, dreimal schreibt ihr euch noch, dann habt ihr euch nichts mehr zu sagen. Du hast ohnehin schon so viele E-Mail-Adressen: von Ari aus Israel, die mit ihrem Entlassungsgeld aus der Armee durch Indien reist, von Hans aus Hamburg, der gerade sein Studium beendet hat und noch nicht arbeiten will, oder von Miguel, dem Spanier, der den ganzen Tag bekifft ist. Wahrscheinlich wirst du sie alle nie wiedersehen. Doch sie haben sich wie Kindheitserinnerungen in dein Gehirn gebrannt. Sie erinnern dich an ein Leben, von dem daheim keiner glaubt, dass es möglich ist.

Seit fünf Monaten bist du jetzt unterwegs. Deine Haare sind lang und von der Sonne gebleicht, an deinem Handgelenk baumeln kleine Bänder und Kettchen, und du trägst eine Hose, die eher einem Sack ähnelt, dafür aber auch bei 40 Grad im Schatten nicht an der Haut klebt. Wenn du dich langweilst, packst du deine Sachen und fährst an den nächsten Ort. Nichts und niemand hindert dich daran, dich wohl zu fühlen. Du hast dich an die Aufmerksamkeit gewöhnt, die man dir schenkt: Junge Asiatinnen sind der Meinung, du würdest Brad Pitt unglaublich ähnlich sehen. Die indischen Taxifahrer und Hotelbesitzer behandeln dich wie einen Kolonialherrn. Die übrigen Rucksacktouristen halten dich für eine faszinierende Person – weil du der Einzige bist, mit dem sie auf Englisch eine Konversation führen können, die über den Dialog «You want Motorbike?» – «No, thanks» hinausgeht. Du lebst das Leben eines Stars, für 20 Euro am Tag. Du würdest nicht zurückwollen, würdest du nicht deine Freunde vermissen.